Erinnerungen aus einem Forscherleben

Autor(en): **Bächler, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen**

Band (Jahr): **- (1952)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-948737

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Erinnerungen aus einem Forscherleben

Aus einem nachgelassenen Manuskript
von Emil Bächler
(1868–1950)

Im Mai 1897 kam ich als Assistent an das Naturhistorische Museum der Stadt St.Gallen, das unter der Leitung des bekannten Botanikers Prof. Bernhard Wartmann stand. Es war meine Aufgabe, die hier vorhandenen reichhaltigen Sammlungen ganz neu aufzustellen und daneben meinem Chef beim Ordnen des kantonal-sanktgallischen Herbariums behilflich zu sein. Ich hatte hier die ausgezeichnete Gelegenheit, mich nach meinen mehr theoretischen Universitätsstudien in die Praxis des Museumsbetriebes einzuarbeiten und mir eine ausgedehnte systematische Kenntnis der Naturkörper anzueignen.

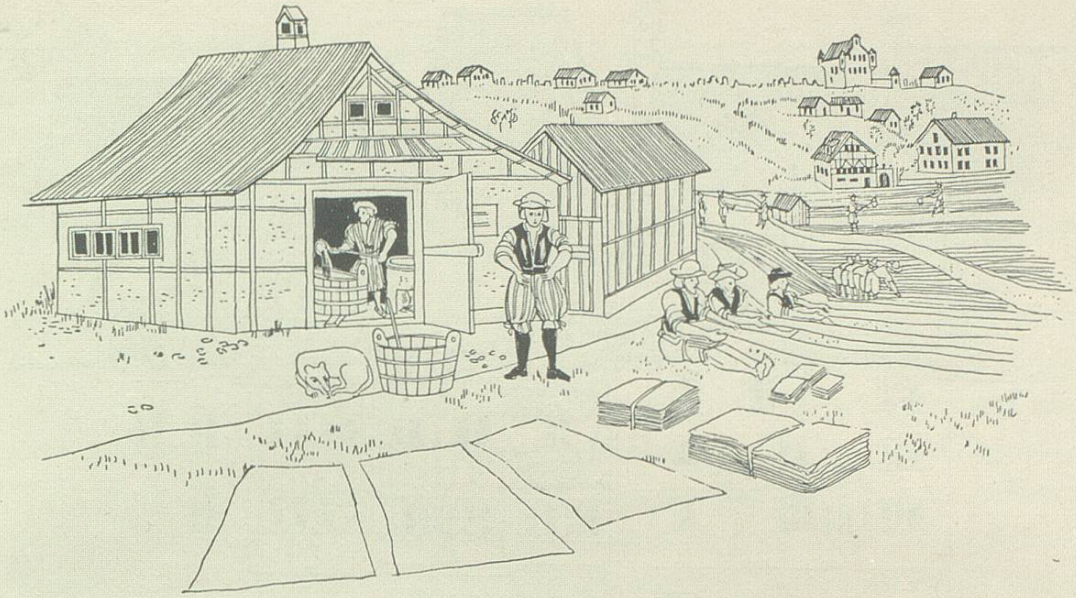
Als ich im Sommer 1902 nach dem unerwarteten Hinschied Prof. Wartmanns vom Verwaltungsrat der Ortsbürgergemeinde St.Gallen zum Konservator des Naturhistorischen Museums ernannt wurde, war es mein Hauptanliegen, die noch bestehenden Lücken in den heimatkundlichen Sammlungen auszufüllen. Die Beschäftigung mit dem Herbarium hatte mir gezeigt, daß das St.Galler Oberland, namentlich das Taminagebiet, noch einer eingehenden floristischen Untersuchung bedurfte; daher machte ich während einiger Jahre jeweils in längeren Sommerferien das Calfeisental zum Gegenstand botanischer, aber auch zoologischer und geologischer Erhebungen. Zur gleichen Zeit gelangte das Museum durch den Mineralsucher Otto Köberle in den Besitz einer Reihe hervorragend schöner Kristallgruppen aus dem ostschweizerischen Alpengebiet.

Im Herbst 1904 kam mir der Gedanke, einmal in den Wildkirchli-Höhlen genauere Nachschau zu halten; in unseren Sammlungen waren bereits einige Zähne des Höhlenbären vorhanden, die man vor Jahrzehnten dort oben gefunden hatte. Nach einer gemeinsam mit dem Äscherwirt Franz Dörig vorgenommenen Besichtigung des gesamten Höhlenareals beauftragte ich daher Herrn Köberle, mit den Grabungen zu beginnen, und zwar zuerst in der Gasthaushöhle, links

hinter dem «Tanzboden». Schon nach kaum acht Tagen hatte er bereits eine ansehnliche Menge von Knochen des großen, ausgestorbenen Raubtiers beisammen. Sie stellten sich allemal etwa 60 cm unter der Oberfläche ein und reichten so weit in den Bodenschutt hinab, als anfänglich überhaupt gegraben wurde. Es zeigte sich bald, daß hier eine ausgedehnte Fundstätte von Überresten des Höhlenbären vorlag und daß zu ihrer Ausbeutung viel Zeit und Geld erforderlich war. Um die beschränkten Finanzen des Museums nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen, bezahlte ich die Grabungskosten des ersten Winters aus meinen eigenen Ersparnissen. Im März 1905 gelangte ich dann an meine Behörde um Übernahme der weiteren Auslagen. Der Präsident des Bürgerrates, Herr Walter Gsell, war vom Plan einer ausgedehnten Erforschung des Wildkirchlis sehr eingenommen und bewirkte denn auch, daß die schon damals recht kostspieligen Ausgrabungen auf Rechnung des Reservefonds für die naturhistorischen Sammlungen weitergeführt werden konnten.

Es war Mitte Februar 1905, als ganz überraschend im Boden der Gasthaushöhle, inmitten des Höhlenbären-Fundhorizontes, in völlig ungestörter Schicht nacheinander sechs Gesteinsstücke aus dunkelm Quarzit zum Vorschein kamen. Ein Blick darauf zeigte, daß sie nicht auf natürliche Weise hieher gelangt sein konnten; zudem verriet ihre Form eine künstliche Bearbeitung durch die Hand des Menschen, eine Menschenhand freilich, die wohl vor Jahrtausenden derlei Arbeiten an hartem Gestein vorgenommen hatte. Mit einem Wort: wir hatten rasch erkannt, daß es sich hier um Werkzeuge handelte, die nur der älteren Steinzeit angehören konnten. Das Wildkirchli war also eine älteste menschliche Niederlassung! Ich sah ein, daß ihre Erforschung für mich eine eigentliche Lebensaufgabe bedeutete, denn ich wußte, welche Summe von Kenntnissen, von Ausdauer und Zeitaufwand die gewissenhafte Bearbeitung auch nur eines einzigen urgeschichtlichen Fundplatzes erfordert.

Während der zwei ersten Grabungskampagnen hielt ich mich streng an den von meinem väterlichen Freund und Berater Prof. Eberhard Fraas in Stuttgart, dem angesehenen Erforscher vieler süddeutscher Höhlen, stammenden Leitsatz: «Erst ausgraben, dann ausschwatzen!» Trotzdem gelangte doch die eine und andere Nachricht zur Kenntnis der Öffentlichkeit, und bald schon bekam ich die ersten Anzeichen dessen zu spüren, was man Gelehrtenneid nennt. Zwei der



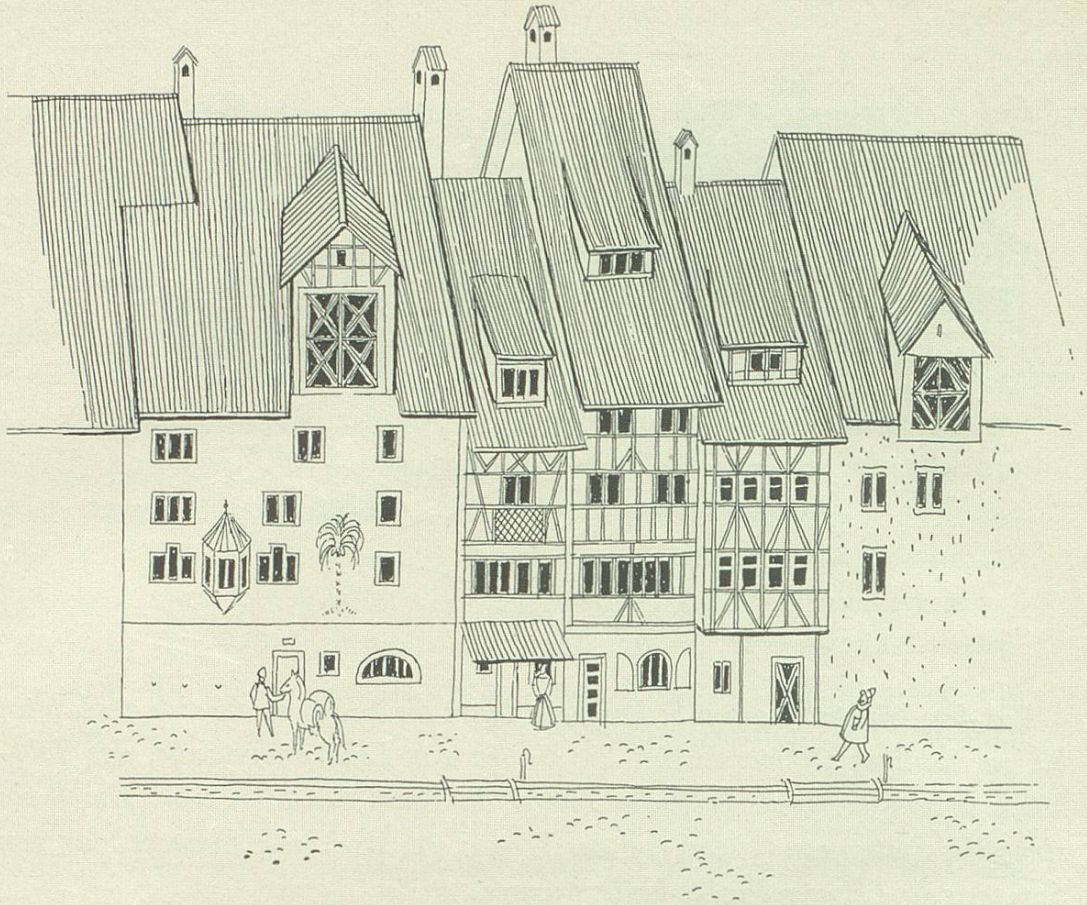
Vor dem Multertor gegen St.Leonhard lagen die Bleichen, die sich ausdehnten bis zur heutigen Othmarskirche. Sie dienten dem Leinwandgewerbe, das Jahrhunderte lang der wirtschaftliche Träger der Stadt St.Gallen war. Durch ein sinnvolles System von Gräben floß das Wasser von Dreilinden hinunter, das zum Sprengen der Leinwandtücher benützt wurde.

Wo sich heute die Schweizerische Bankgesellschaft befindet, dehnten sich während Jahrhunderten die Leinwandbleichen aus. Der Fortschritt der Technik hat sie dann verdrängt in moderne Fabriken. Auf dem traditionellen Boden ist mit der Zeit ein neuer Stadtteil gewachsen. Die Funktion der Hilfeleistung an Gewerbe, Handel und Industrie ist geblieben und wird heute durch die Schweizerische Bankgesellschaft, als Rechtsnachfolgerin der im Jahre 1863 gegründeten Toggenburger Bank, mit Umsicht gewährleistet.

SCHWEIZERISCHE BANKGESELLSCHAFT

ST.GALLEN

St. Leonhard-Straße 24



Das Haus an der nördlichen Multergaßseite, rechts neben dem «Palmbaum», war wohl das einzige in der ganzen Reihe, das nicht im Laufe der Jahrhunderte durch einen vollständigen Neubau ersetzt wurde. Außer den Namen ehemaliger Besitzer ist nichts von Bedeutung bekannt. Noch immer sind im Innern prächtige, geschnitzte gotische Balkendecken, und noch stehen die winkligen Treppen im ganzen Haus. Seit über 200 Jahren ist das edle Goldschmiedehandwerk hier beheimatet, wohlwissend um die altehrwürdige Tradition des Hauses.

«Vornehm und angenehm, das ist wahr, kunstreich und gunstreich, das ist wahr, lobwürdig und liebwürdig, das ist wahr, seynd die Goldschmiede, welche mit aller Fug sich rühmen können, daß der allmächtige Schöpfer ihnen das edelste Metall gemacht, nehmlich das Gold.»

Also wahrhaftig führet der Goldschmied heute und immerdar, zu erfreuen des Menschen Herz, sein edles Handwerk.

R. BOLLI, ST. GALLEN

Goldschmied

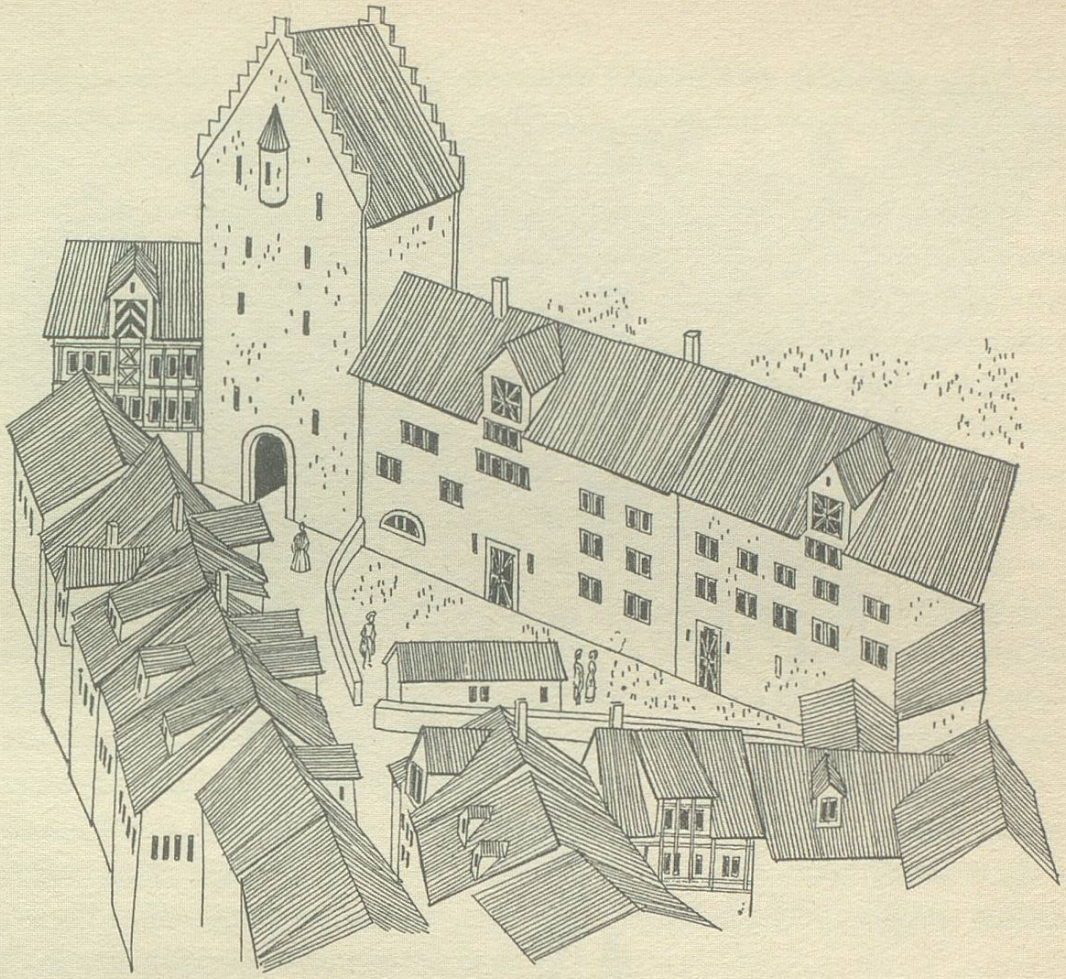
Multergasse 20

damals in der Schweiz maßgebenden Autoritäten auf dem Gebiet der Urgeschichte gaben sich anfänglich alle Mühe, den Wert meiner Entdeckung herabzusetzen. Sie erreichten aber bei mir das Gegenteil von Entmutigung, denn es gab auch genug andere, die sich mit mir freuten und mich zu weiterer Arbeit aufmunterten. Unter ihnen ist vor allem der Geologe Prof. Albert Heim, mein hochverehrter Lehrer an der Universität Zürich, zu nennen. Er bekannte ganz offen, nun sei er so manches Mal durch die Wildkirchlihöhlen gegangen, ohne daran zu denken, sich dort genauer umzusehen; er gönne aber mir als seinem Schüler den Erfolg von ganzem Herzen. Wenn ich in irgendeiner Frage seinen Rat benötige, so komme er gerne, mir zu helfen. In der Tat habe ich mich auf ihn, der mich später mit dem vertraulichen «Du» würdigte, immer verlassen können. Schon im April 1905 wies er, nach eingehender Prüfung der Profilschichten, die urgeschichtlichen Funde als erster mit Sicherheit der letzten Zwischeneiszeit zu, eine Altersbestimmung, die sich bis auf den heutigen Tag bewahrheitet hat.

Ein guter Stern waltete über den vier ersten Grabungskampagnen im Wildkirchli. Wir begannen gewöhnlich Ende Oktober und fuhren den ganzen Winter hindurch bis gegen Ende April fort. Im Sommer wäre bei dem anhaltenden Touristenstrom ein ersprießliches Arbeiten unmöglich gewesen. Die Witterung war gewöhnlich so, daß wir fast jederzeit mit dem Tale verkehren konnten, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten. Nach dem ersten größeren Schneefall durfte der obere Teil des Weges, dem östlichen Ebenalpfelsen entlang, nicht mehr begangen werden; man mußte vom Eingang zur Bommenalp gegen die Hütten von Oberbommen halten und von dort aus im Zickzack die Höhe erklimmen. An der steilsten Stelle legte der «Äscherfränz» eine Schneetreppe an, die «Himmelsleiter», wie wir sie nannten. Sie wurde während des ganzen Winters offengehalten und durfte nur für den Aufstieg benützt werden. Für den Rückweg gab es neben ihr eine Rinne im Schnee, in der man, auf einem Tannenaste sitzend, im Nu zur Tiefe sauste. Schon im zweiten Winter lernten wir skifahren, was uns das umständliche Marschieren mit den Schneereifen und überhaupt viel Zeit ersparte. Unser Standquartier hatten wir im heimeligen «Äscher», wo als guter Geist die treue Nann Dörig waltete, die für unser Wohlergehen besorgt war wie eine Mutter. Gar oft lagen die Nebel kalt und grau über dem Tiefland, während wir

eine strahlende alpine Sonnenlandschaft genossen und schon nach einem einzigen Nachmittag im Freien völlig gebräunt waren. Wie gerne ließen wir all den Kram und die Sorgen des Alltags im Tal unten! Selbst wochenlange Einsamkeit wurde uns zu körperlicher und seelischer Stärkung. Noch nach Jahrzehnten strahlt jenes Erlebnis des Bergfriedens seinen Sonnenglanz aus. – Während Otto Köberle, der sich als stellvertretender Grabungsleiter ausgezeichnet bewährte, fast ständig oben blieb, mußten Franz Dörig und ich jeweilen am Samstag zu Tal, er zur Besorgung seines Bauerngutes in der Triebern, ich zur Abwicklung der Museumsgeschäfte. Die erste Hälfte der Woche war ich auch durch meine Kalligraphiestunden in der Kantonsschule und eine Abendvorlesung an der Handels-Hochschule gebunden. Es war für mich ein ewiges Hin und Her, ein Auf und Ab, im ganzen strapaziös, aber der Eifer ließ mich nie zur Ruhe kommen.

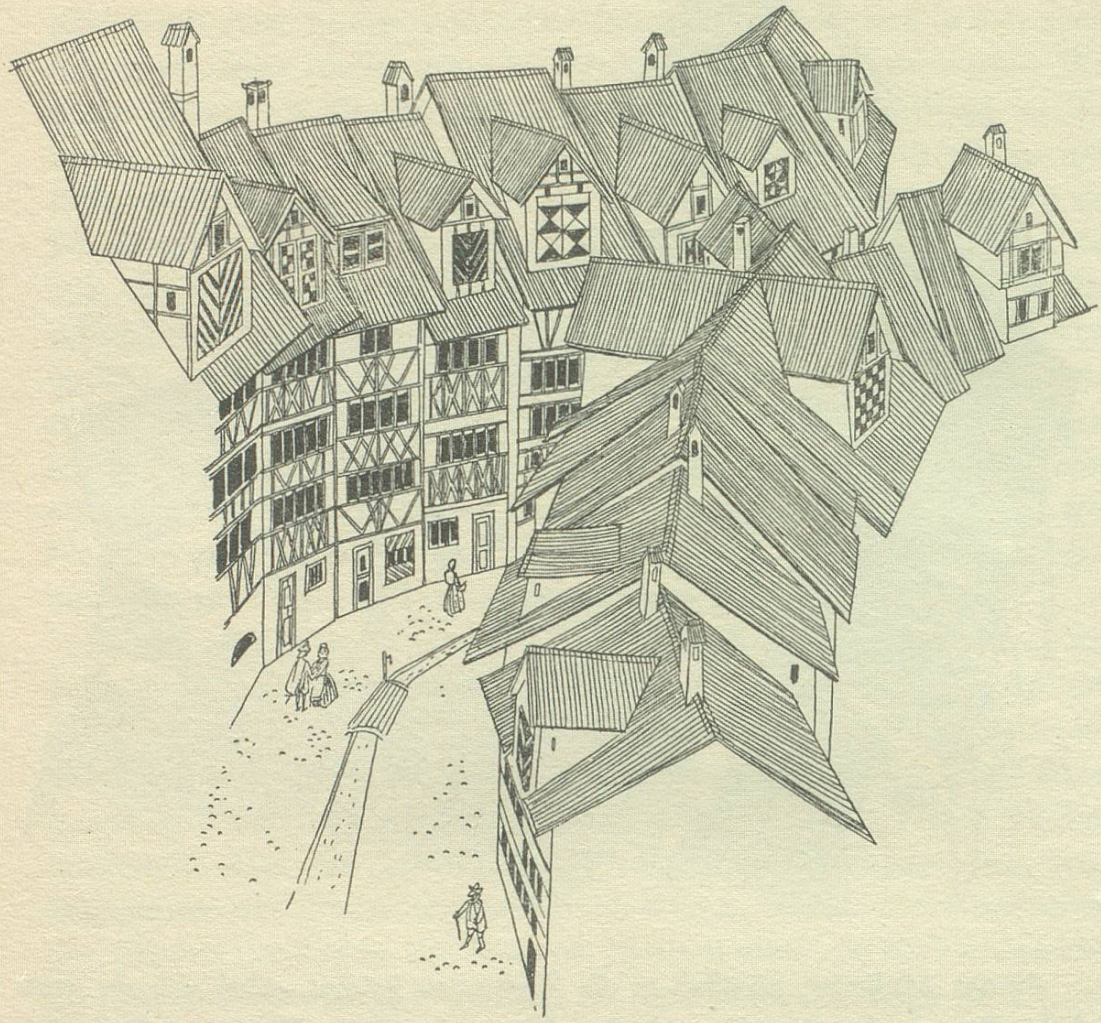
Im September 1907 hatte ich auf Einladung von Prof. Fraas am Jahresfeste der deutschen Naturforscher in Stuttgart über das Wildkirchli zu sprechen. Schon am Abend vor dem Vortrag wurde ich bei der ersten Versammlung der Tagungsteilnehmer im Hotel Marquard dem führenden Glazialgeologen Prof. Albrecht Penck (Berlin) vorgestellt. Das war für mich ein großes Erlebnis. Schon diese erste Begegnung mit ihm überzeugte mich davon, daß er nicht nur einer der Großen im Reiche des Wissens, sondern auch ein hervorragender und verehrungswürdiger Mensch sei. Am nächsten Tage bekam ich es fast mit der Angst zu tun, als sich zu meinem Vortrage der große Saal der Technischen Hochschule bis zum letzten Platz anfüllte. Als dann aber Prof. Fraas die Sitzung mit sympathischen Worten eröffnete, den «kleinen Schweizer» der gelehrten Welt vorstellte und mich aufforderte, zu beginnen, da war mein Herzklopfen besänftigt. Ich sprach mehr als eine Stunde lang, einfach, aber eindringlich, so daß das Interesse immer gespannt blieb. Nachher setzte eine lebhafte Diskussion ein, an der sich auch Penck beteiligte. Hätte ich ihn nicht bereits als grundgütigen Menschen gekannt, so wäre es mir in jenem Kreuzfeuer, in dem die schwierigsten Fragen angeschnitten und bis ins kleinste verfolgt wurden, sehr unbehaglich zumute gewesen. Ich hatte da ein förmliches Examen zu bestehen und mußte es mehrmals wagen, eine den Ansichten Pencks widersprechende Auffassung zu äußern, was er mir aber in keiner Weise übelnahm. Zum Schluß erklärte er, die wichtige neue Fundstelle bald selbst einmal aufsuchen zu



An das Multertor, nördlich an die Stadtmauer gelehnt, erhob sich ein stattlicher Bau, zu dem ein großer mit einer Mauer eingefaßter Hofraum gehörte. Die älteste Nachricht über ihn erhalten wir durch eine Verkaufsurkunde des Anton Schenk von Landegg im Jahre 1452. Lange führte er den Namen «Schenkenhof», der später in «Freihof» umgewandelt wurde. Bekannte St.Galler Geschlechter, wie Gretler, Rudolf von Rappenstein, Ulrich Hochrütiner, Kaspar Schlumpf, Zollikofer, Schobinger, Wegelin und Bernet, werden im Laufe der fünf Jahrhunderte als Besitzer genannt. Der letzte, Johann Joachim Bernet, Bezirksrichter und Stadtrat, nahm größere Veränderungen vor, durch die der ganze Bau erneuert wurde. In den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts fiel der alte Bau, und an seine Stelle trat das Gebäude der Schweizerischen Unionbank, der Vorgängerin des heutigen Bankvereins.

SCHWEIZERISCHER BANKVEREIN, ST.GALLEN

Multertor



So sah gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Speisergasse aus, dort, wo sie halbwegs nach Süden eine Biegung aufweist. Das Haus «zum Vögeli» stand wohl damals schon mit unverändertem Grundriß. In einem Bauprotokoll aus dem Jahre 1625 lesen wir: «den Schilt (das heißt die Vorderfront) zwei Gmach hoch staine ze machen und ainen Ergger Stubenshöhe, ungfar wie Junker Hainrich Locher und Frau Lisabeth, Dr. Rotmondts seligen Witib, Ergel an ihren Häusern haben, von Stainwerckh anzurichten.» Heute noch ist dieser Erker mit der Jahreszahl 1625 darauf zu sehen.

Über mehr denn drei Jahrhunderte hinweg ist im gleichen Haus «zum Vögeli» eine Bäckerei gewesen. Heute ist es Alois Erni, der die bekannte Brot-Feinbäckerei führt, und im ersten Stock, sogarim Erker selbst, kann man die feinsten Patisserien essen und sinnend die Jahrhunderte des Hauses «zum Vögeli» in Gedanken vorbeiziehen lassen.

ALOIS ERNI

Konditorei und Brot-Feinbäckerei «zum Vögeli»

Speisergasse 25

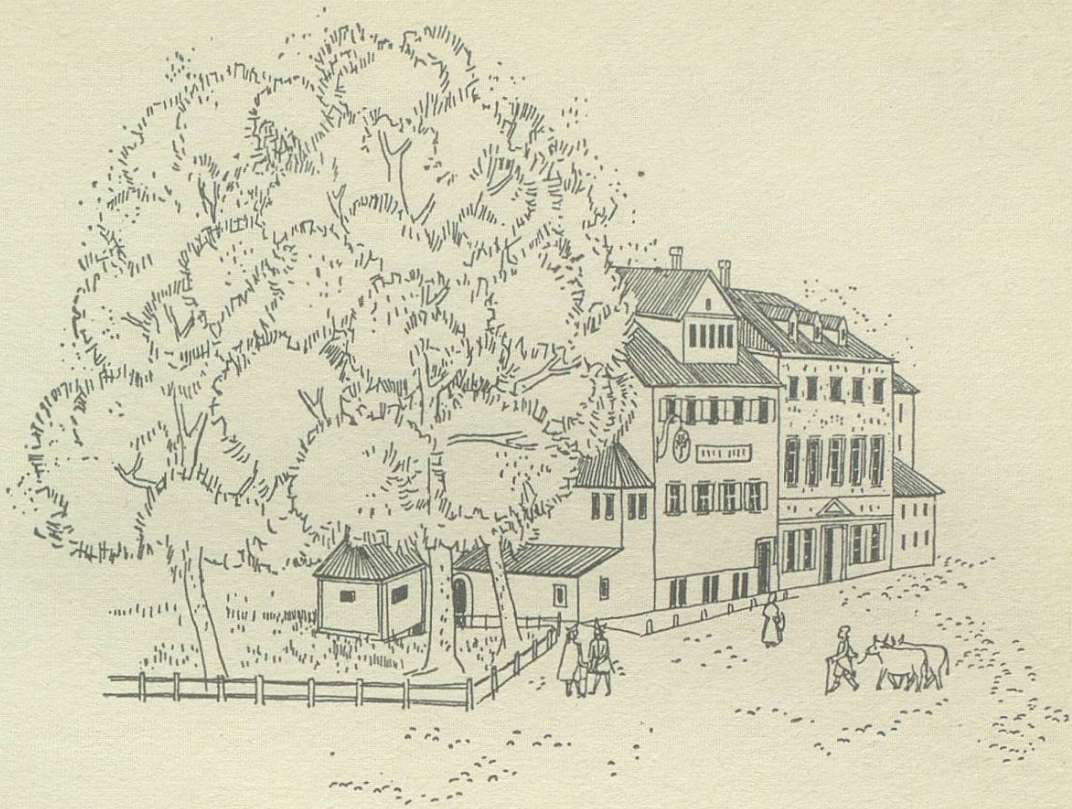
wollen, um an Ort und Stelle genauen Einblick zu erhalten. – Der in Aussicht gestellte Besuch ließ nicht lang auf sich warten. Zwei volle Tage verweilte er im Felsenhorste des Wildkirchlis, bis alle strittigen Punkte zu seiner und meiner Zufriedenheit gelöst waren. Auch der dritte Tag, den ich in der Gesellschaft des großen Meisters verbringen durfte, wird mir stets unvergeßlich bleiben, wie wir über Altenalp und Öhrligrub zum Säntis wanderten, Fragen aus dem engeren Fachgebiet und allgemeine Probleme besprechend, und wie dann der hünenhafte Herr Hofrat einen kleinen Dachshund, der uns gegen unseren Willen vom Äscher aus nachgelaufen war und den ich mehrfach erfolglos zurückzujagen versuchte, liebevoll auf den Arm nahm und auf den Säntisgipfel hinauftrug, als er beim Drahtseil nicht mehr mitkam.

Noch manchen anderen Gelehrten aus dem Ausland empfing ich im Museum und führte ihn hernach ins Wildkirchli. Diese Besuche nahmen oft viel Zeit in Anspruch, aber der Gewinn war höher einzuschätzen. Neben den wirklichen Interessenten gab es zwar auch viele Gwunderige von anderen Fakultäten, zumal deutsche Gymnasiallehrer, unter ihnen verschiedentlich hochnäsige, schnarrende Alleswisser, die sich frisch erlaubten, einen Penck oder Fraas zu benörgeln. Es bereitete mir immer ein besonderes Vergnügen, solche Proleten gehörig heimzuschicken.

Nachdem ich 1906 an der Tagung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft in St.Gallen zum erstenmal einer größeren Öffentlichkeit über die Ergebnisse meiner Höhlenforschungen berichtet hatte, gelangte die Kunde vom Wildkirchli rasch in alle Volkskreise. Daß auch breitere Schichten etwas erfahren wollten, sah ich sehr bald aus zahlreichen Anfragen um Vorträge an Lehrerkonferenzen, in naturwissenschaftlichen und historischen Vereinen, in Sektionen des SAC, in Lesegesellschaften. Überall begegnete ich einem lebhaften Interesse an der ältesten Urbevölkerung unseres Landes, deren Spuren wir aufgedeckt hatten. Ich ging vom Grundsatz aus, daß gerade das Schweizervolk ein Anrecht darauf habe, die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung kennenzulernen, und ich lehnte daher auch Anfragen aus kleineren Ortschaften nicht ab, trotzdem mir solche Volksvorträge von manchen Akademikern recht unfreundlich ausgelegt wurden. Schon früh beachtete ich die Regel, daß besonders die Leute aus der näheren Umgebung eines Fundplatzes über die Bedeutung der Grabungsarbeiten aufgeklärt werden sollen. So sprach

ich mehrmals im Weißbad und in Appenzell. Das waren meine liebsten Vorträge, wenn in echt demokratischer Art das dankbar lauschende Volk mit seinen Oberen beisammensaß, vom «Mattlisbuebebueb» bis zum Landammann hinauf. Ich fühlte mich bald heimisch in dieser «Familie». Im ganzen Ländli begegnete man mir mit Freundlichkeit und Zuneigung, ja sogar mit Ehrerbietung. Die Leute sagten sich wohl: «Wenn er's met em Pfarrer so guet cha, as en dä zomene Vortrag rüeft, denn ischt er scho en rechte Maa.» –

Weil es in der Urgeschichte ganz besonders darauf ankommt, die an einer einzelnen Stelle gewonnenen Ergebnisse mit dem Inventar anderer Stationen zu vergleichen, reiste ich verschiedentlich ins Ausland, um die Schätze der großen Museen zu studieren und die berühmtesten altsteinzeitlichen Fundplätze Frankreichs, Belgiens, Deutschlands und Österreich-Ungarns aus eigener Anschauung kennenzulernen. Schon im Juni 1906 fuhr ich nach Brüssel und Paris, wo ich von den Direktoren der bedeutenden Sammlungen sehr freundlich aufgenommen wurde. Von Paris aus durfte ich mich einer Exkursion anschließen, die Prof. Boule mit seinen Studenten an die Dordogne, ins klassische Land der französischen Prähistorie, unternahm. Einige Zeit darauf hatte ich die Gelegenheit, mich in jenem «Paradies der Urgeschichtler» noch viel eingehender umzusehen. Anfangs September 1909 erhielt ich nämlich von Otto Hauser, einem Schweizer, der dort an mehreren Stellen Grabungen unternahm und im Jahre zuvor den aufsehenerregenden Fund des Homo mousteriensis gemacht hatte, von Les Eyzies de Tayac aus ein Telegramm des folgenden Inhalts: «In Combe Capelle soeben menschliches Skelett entdeckt. Bitte kommen, sehen, schnell.» Ich war bald reisefertig und stand schon am übernächsten Tage glücklich in der Hauptstadt des Périgord. Hauser holte mich am Bahnhof ab und führte mich im zweirädrigen Pferdefuhrwerk in seine Forschungsstation Laugerie-Haute, wo er sich häuslich eingerichtet hatte. Der Abend verging rasch mit der Besichtigung seiner Sammlung von Tausenden schönster Steinwerkzeuge. Hauser hatte viele Fundplätze zur Ausbeutung gepachtet und war – sehr zum Mißfallen einiger Franzosen, die seine Konkurrenz wenig schätzten – bereits ein kleiner Regent über Grund und Boden geworden. In früher Morgenstunde fuhr er mit mir und einem Arbeiter anderthalb Stunden weit zum Fuß eines Hügels, dessen eine Seite von einer langen Felswand gebildet wurde. Er führte uns zu

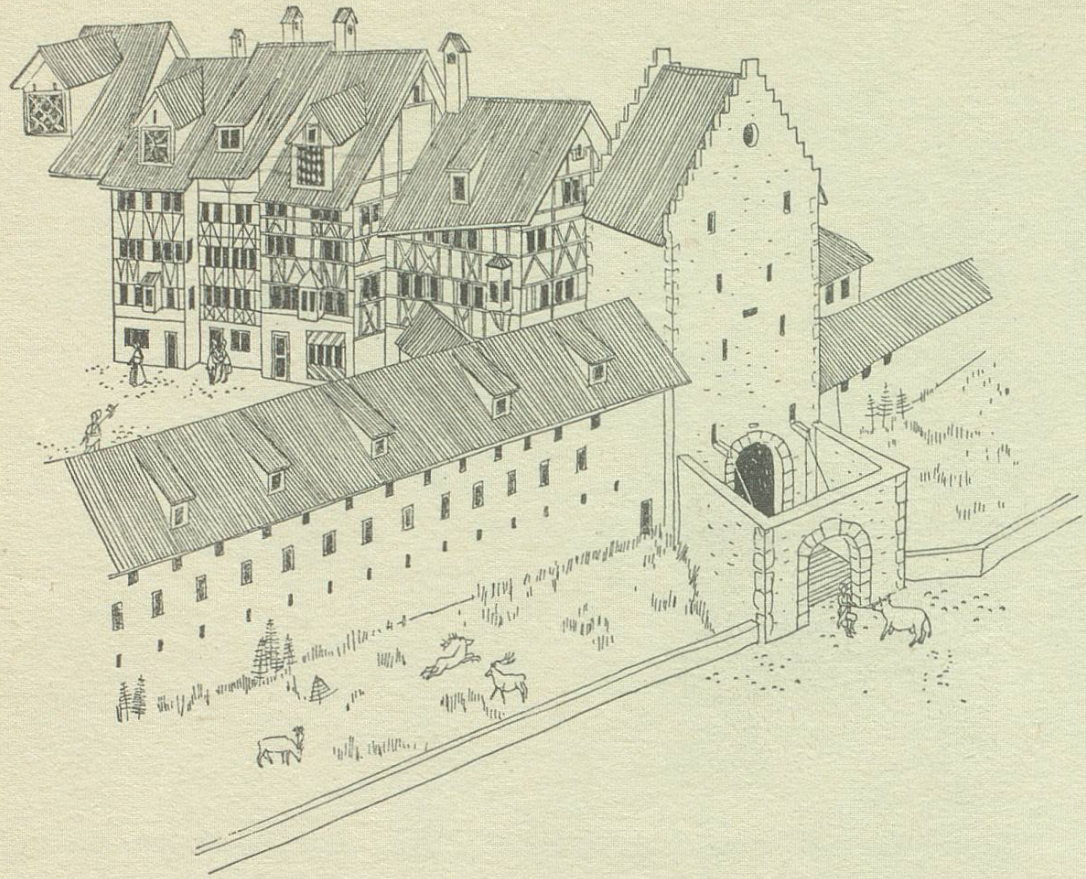


Wo sich heute der Broderbrunnen befindet, stand einst eine Gruppe von drei Linden, und die von dort nach Westen führende heutige St.Leonhard-Straße trug den Namen Lindenstraße. An ihrem Anfang stand der Seidenhof, ein herrschaftliches Gebäude mit einem großen Garten. Den Platz des Seidenhofes und des ihm zugehörenden Gartens nimmt heute der Bau der Schweizerischen Kreditanstalt ein.

Mit dem Wandel des Stadtbildes hat sich auch ein Wandel in der Wirtschaft vollzogen. Bankinstitute stellten sich in den Dienst der Industrie, des Handels und des Gewerbes. So hat sich auch die Schweizerische Kreditanstalt anfangs dieses Jahrhunderts auf dem Platze St.Gallen niedergelassen mit dem Bestreben, durch gesunde Kreditgewährung an der weiteren Entwicklung der Gallusstadt sowie ihrer näheren und weiteren Umgebung fördernd mitzuwirken.

SCHWEIZERISCHE KREDITANSTALT ST.GALLEN

St. Leonhard-Straße 3



«Es ist auch von allerhand Fleisch zu St.Gallen ein großer Überfluß / angesehen man täglich / so viel Ochsen / Kälber / Schäfle / Lämmer / Schwein und von allerhand Vieh schlachten thut / welches mich oftermahlen unserer Fast-Nacht erinnert hat / da sich ein jeder bemühet Fleisch zu essen / um mit besserer Beobachtung davon enthalten zu können: Allhier isset man immerhin Fleisch / und zwar von dem Besten / denn ehe als selbiges auf die Schlacht-Banck zum Verkauff gestellt wird / muß es visitirt / und für gut erkannt werden.

Patzaglia, Sendschreiben 1718

Daß eine solche «Fleisch-Banck» ihren richtigen Standort haben muß, haben die Söhne L. Gemperli wohl gewußt. Gleich neben dem «Rößlitor», wo einst das mächtige Multertor gestanden, ist die modernst eingerichtete Metzgerei und Wursterei.

L. GEMPERLI & SÖHNE

Multergasse 41

einem großen, offenen Grabungsprofil am Fuße dieses Felsens, wo er auf das Skelett gestoßen war. Nach der vorsichtigen Entfernung des Schuttes und der Tücher, mit denen er den Fund vorerst wieder verborgen hatte, lag deutlich sichtbar der auf der rechten Schläfe liegende Schädel vor uns, rings von kleinen durchbohrten Schnecken- und Muschelschalen umgeben, den Überresten eines Halsschmuckes. Nachdem wir das wertvolle Stück etwas freigelegt hatten, nahm ich daran einige provisorische Messungen vor und erkannte bald, daß es sich hier nicht um einen Menschen vom Neandertal-Typus handelte, sondern um einen ganz neuartigen Fund aus einem jüngeren Abschnitte der Altsteinzeit; es war das erste guterhaltene Skelett aus der Stufe des Aurignacien. Mit einiger Mühe konnte ich Hauser davon überzeugen, daß wir die Hebung nicht allein vornehmen dürften, sondern einen anerkannten Anthropologen vom Fach beiziehen müßten. Er telegraphierte darauf Prof. Klaatsch nach Breslau, der auch nach zwei Tagen schon bei uns war und seine größte Freude über die neue Entdeckung bekundete, die er dann als Homo aurignacensis Hauseri beschrieb. – Hauser war zu jener Zeit bestimmt vom besten Willen beseelt, ganze und richtige Arbeit zu leisten. Später ist ihm die Sache weit über den Kopf gewachsen. Er konnte die vielen Fundplätze nicht mehr alle mit der nötigen Aufmerksamkeit beaufsichtigen, und zudem liefen seine Ausgaben in die Hunderttausende von Franken. Namentlich die große Ausgrabung von La Micoque, ein Schaustück ersten Ranges (ich habe nie mehr ein so gewaltiges und sauberes Profil gesehen) verschlang ihm enorme Summen. Trotzdem er vieles zu guten Preisen an Museen verkaufen konnte, mußte er doch bald Geld aufnehmen und geriet dabei immer mehr in Schulden. Der Ausbruch des Weltkrieges von 1914 hatte den gänzlichen Zusammenbruch seines allzu groß angelegten Unternehmens zur Folge. Er wurde als deutscher Spion verdächtigt, mußte heimlich flüchten und seinen ganzen Besitz zurücklassen. Vergeblich versuchte er, von der Schweiz aus wenigstens seine Notizen und Korrespondenzen wiederzubekommen. Ein tragisches Schicksal!

An internationalen Beziehungen fehlte es in den Jahren vor dem ersten Weltkriege nicht. Auf Einladung des österreichischen Prähistorikers Dr. Josef Bayer unternahm ich damals auch eine Studienreise nach Wien. Im grandiosen Hofmuseum zeigte er mir die schönen Funde aus den von ihm bearbeiteten Stationen der Wachau. Sehr zu-

vorkommend wurde ich dort auch vom alten Hofrat Steindachner, dem Senior der Wiener Urgeschichtsforscher, empfangen. Er erzählte mir eine köstliche Begebenheit, die sich im Äscher oben zugetragen hatte. Er sei nämlich auf einer Schweizer Reise in St.Gallen vorbeigekommen und habe, als er mich hier nicht antraf, den Weg ins Wildkirchli allein zurückgelegt. Dort habe ihn der Äscherwirt vor ein Grabungsprofil geführt. Bei der anschließenden Unterhaltung über Funde und Schichtenfolge sei der «Pauer» mit den vom Besucher geäußerten Ansichten nicht immer einverstanden gewesen, und zum Schlusse habe er ihm, dem Direktor der prähistorischen Sammlungen der Stadt Wien, rundweg erklärt, man merke schon, daß der Herr von Ausgrabungen nicht gerade viel verstehe! –

Die wachsende Inanspruchnahme durch die Urgeschichte erforderte dringend die Entlastung von meinen Stunden an der Kantonsschule. Nur mit Widerstreben, aber mit dem mir höher erscheinenden Ziel der Forschung vor Augen, entschloß ich mich 1911, dem Unterrichte zu entsagen. Ich hatte gut entschieden, denn wenige Jahre darauf folgten die Entdeckungen von Lehrer Th. Nigg im Drachenloch ob Vättis. Die Bearbeitung dieses neuen Fundplatzes verlangte den vollen Einsatz aller Kräfte. Bei seiner Höhenlage stellte sie allein schon in physischer Hinsicht an alle Beteiligten große Anforderungen. Ein schönes Stück Begeisterung und Ausdauer war notwendig, um nicht zu ermüden und trotz allen Anstrengungen durchzuhalten bis zum guten Ende. Aber das Forschen hat seinen eigenen, unbeschreiblichen Reiz, der einen nicht mehr losläßt. Dort oben, in weltabgeschiedener Einsamkeit, konnten wir in idealer Arbeitsgemeinschaft dem Wesen des Urmenschen nachspüren und uns einen Einblick in seine harten Lebensbedingungen verschaffen. Fanden wir auch keine körperlichen Reste von ihm, so erfuhren wir doch manches über seine Werktätigkeit, seine Pflege des Feuers und seine Unterordnung unter den Schutz höherer Mächte im ältesten Opferkult. –

Nach handschriftlichen Aufzeichnungen
zusammengestellt von Heinz Bächler.